

# Einheitlichkeit in der Heeresleitung (Fortsetzung)

Autor(en): **Habicht**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Allgemeine schweizerische Militärzeitung = Journal militaire suisse = Gazzetta militare svizzera**

Band (Jahr): **65=85 (1919)**

Heft 37

PDF erstellt am: **26.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-35326>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

# Allgemeine Schweizerische Militärzeitung.

Organ der schweizerischen Armee.

LXV. Jahrgang. Der Schweizerischen Militärzeitschrift LXXXV. Jahrgang.

Nr. 37

Basel, 20. September

1919

Erscheint wöchentlich. — Preis halbjährlich Fr. 7.—; durch die Post Fr. 7.20. — Bestellungen direkt an Benno Schwabs & Co., Verlagsbuchhandlung in Basel. — Im Auslande nehmen alle Postbureaux und Buchhandlungen Bestellungen an. — Inserate 50 Cts. die ein-spaltige Petitzeile. — Nachdruck nur mit ausführlicher Quellenangabe gestattet.  
Redaktion: Karl Schwabs in Basel.

**Inhalt: Einheitlichkeit in der Heeresleitung. (Fortsetzung.) — Drill und Soldatenerziehung. — Soldatenerziehung. (Schluß.)**

## Einheitlichkeit in der Heeresleitung.

### V.

Auch bei der Zentralmächtekoalition hat, wie bereits einmal erwähnt worden, anfänglich keine einheitliche oberste Kriegsleitung bestanden, obgleich es sich damals nur um zwei Bundesgenossen gehandelt hat. Man begnügte sich gleichfalls mit einer mehr kommissarischen Behandlung des Führungsgeschäftes, wobei man gegenüber der Entente allerdings den Vorteil der geringeren Gliederzahl und einer eingehenderen Friedensvorbereitung hatte. Man vermied aber auch durch die räumliche Trennung der beiden Hauptquartiere einen Zustand, wie er sich 1813 zum Schaden einer zentralen Operationsleitung herausgebildet hatte. Doch sah man sich im Verlaufe des Krieges schließlich doch zu der Konstituierung einer einheitlichen Kriegsleitung veranlaßt, wenn auch in den ersten Kriegsjahren dem Erfolge nach das dualistische Arrangement vollständig zu genügen schien.

Der schon im Frieden vereinbarte Kriegsplan, nach dem deutscherseits zwischen dem 40. und 50. Mobilmachungstage Frankreich niedergeworfen oder doch neutralisiert sein sollte, hatte durch den Ausgang der ersten Marneschlachten einen Stoß erhalten und sich als undurchführbar erwiesen. Inzwischen hatte Oesterreich-Ungarn im Osten den Stoß der Russen bei Lemberg aufgefangen und Hindenburg durch seine Siege bei Tannenberg und in Masuren den Vormarsch auf Berlin für geraume Zeit verlegt. Als aber nun im Oktober, entsprechend dem von den Verbündeten im Frieden aufgestellten Kriegsplane, die Frage einer Verstärkung der österreichischen Front dringend wurde, konnte diese Verstärkung nicht aus dem Westen geleistet werden, sondern mußte durch ein Herannahen Hindenburgs nach Südpolen erfolgen. Damit traten österreichisch-ungarische und deutsche Truppen bereits in einen sehr engen Gefechtskontakt und das Problem eines Koalitionskrieges kam sichtlicher in die Erscheinung. Die Befehlsfrage wegen der Stellung Hindenburgs war Gegenstand mehrfacher Erörterungen und fand ihre Lösung schließlich nach der Formel, daß der deutsche Heerführer wohl im Einvernehmen mit dem österreichisch-ungarischen Armeekommando zu arbeiten habe, diesem aber nicht unterstellt sei. Es ist nicht zu verkennen, daß diese Verschwommenheit der Verhältnisse ihre bedenklichen

Nachteile gehabt hat, die dann auch anfangs November 1914 beim Abbruch der Schlacht um Warschau und der Rückzugsbewegung hinter die Warthe und die Nidda unverhohlen zu Tage getreten sind. Hingegen hat auch hier die Not der Tage über manches hinweggeholfen und die Dispositionen für die gegen Lodz und Lapanow zu ergreifende Gegenoffensive sind aus den Beratungen zwischen den in Teschen und Posen etablierten Hauptquartieren als Werke aus einem Gusse hervorgegangen.

Zu einer persönlichen Fühlungnahme zwischen der deutschen und der österreichischen obersten Heeresleitung, wobei der ersteren seit der Marneschlacht als entscheidende Persönlichkeit General v. Falkenhayn angehörte, während bei der letzteren immer noch Conrad v. Hötzendorf tätig war, ist es seit Kriegsbeginn zum ersten Male Anfang Dezember 1914 in Breslau gekommen. Bei dieser Zusammenkunft der obersten Heerführer sind die nächsten Operationen besprochen und der Modus des gegenseitigen Einvernehmens der Heeresleitungen als gleichgeordneter Faktoren des weiteren befestigt worden. Diese Koordination ist dann auch fast zwei Jahre lang in Kraft geblieben und hat sich, wie die Erfolge des Kriegsjahres 1915 beweisen, in befriedigender Weise bewährt. Beispielsweise ist der größte und entscheidendste Waffensieg, die Schlacht bei Gorlice-Tarnow oder der Durchbruch am Dunajez, den deutsch-österreichische Kräftekombinationen erfochten haben, ein Produkt dieser Zusammenarbeit, wobei es dahingestellt bleiben mag, ob die Priorität der Planfassung dem deutschen Hauptquartier in Charleville oder dem österreichischen in Teschen gebührt. In technischer Beziehung soll der Vorgang der gewesen sein, daß die Operationen in gemeinsamen Besprechungen der beiden „Chefs“ in den Grundzügen festgelegt wurden, die Befehle an die Armeen von der österreichischen Heeresleitung ausgingen und die Führung auf dem Schlachtfelde dem Generalobersten v. Mackensen übertragen wurde.

Doch will der im allgemeinen glatte Verlauf der Operationen noch keineswegs sagen, daß es stets ohne tiefere Meinungsverschiedenheiten abgegangen sei. Solche ergaben sich wie immer, wo Menschen von selbständigem Denken zusammenarbeiten müssen. Sie mußten sich noch umso mehr ergeben, als, wie schon des weiteren ausgeführt und an einem Beispiel gezeigt worden ist, die psychologischen Voraussetzungen für eine reibungslose Zusammenarbeit der

beiden Generalstabschefs keineswegs vorhanden waren. So gingen, als man nach der Wiedereinnahme von Lemberg Mackensen gegen Norden ansetzte, die Anschauungen stark auseinander, ob dieser Stoß in der Ostflanke durch eine bewegliche oder eine defensive Streitermasse zu decken sei. Auch bei der Festlegung des Kriegsplanes gegen Serbien kam man erst nach einigem Debattieren über die Stärke derjenigen Kräfte überein, die von Bosnien aus angesetzt werden sollten. Immerhin muß zugegeben werden, daß sowohl die Operationen 1915 gegen Rußland wie diejenigen gleichen Jahres gegen Serbien und Montenegro so voll von Zug und Einheitlichkeit waren, daß ein über allen stehender mächtiger Befehlshaber kaum besseres hätte leisten können, als von den beiden koordinierten Heeresleitungen geleistet worden ist.

Dabei ist allerdings in Betracht zu ziehen, daß im Frühjahr 1915 die Kriegslage sich derart gestaltet hatte, daß es für die Glieder der Zentralmächtekoalition kaum besondere Interessen gab. Was zunächst erreicht werden mußte und konnte, das war die Lahmlegung Rußlands und dann die Niederwerfung Serbiens und Montenegros, damit die österreichische Balkanfront ihre dauernde Entlastung erhielt und zwischen Deutschland und der Türkei eine durchgehende Verbindung zu Stande kam. Dagegen ergaben sich schon bald nach dem Siege über Serbien Differenzen in der Auffassung der Lage, die rasch eine ziemliche Vertiefung erfahren sollten. Oesterreichischerseits wurde geltend gemacht, daß der Niederwerfung Serbiens notwendigerweise auch eine gründliche Abrechnung mit Montenegro zu folgen habe und Albanien so zu besetzen sei, daß man für eine weitere Kriegführung im Balkan eine starke und mit wenigen Kräften zu haltende Front zur Verfügung habe. Ebenso trat die österreichische Heeresleitung der Auffassung Bulgariens bei, die eine gründliche Beseitigung der gegnerischen Salonikistellung forderte, so daß kein Soldat der Entente mehr auf mazedonischem Boden stehen sollte. Wie berechtigt diese Forderung, der sich hauptsächlich die deutsche Heeresleitung versagt hat, gewesen ist, haben die späteren Ereignisse bewiesen. Mit ihrer Position in Saloniki ist die Entente koalition stets in der Lage gewesen, auf die Balkanverhältnisse einen Druck auszuüben und feindliche Kräfte an der mazedonischen Front zu fesseln. Und durch die Behauptung und Erweiterung dieser Position ist es ihr im kritischen Jahre 1918 gelungen, jene Frontsprengung vorzunehmen, die zur Niederwerfung Bulgariens und seinem Ausfall aus der Zentralmächtekoalition geführt hat. Die von Deutschland damals und noch später angeführte Begründung, daß es gut sei, die Bulgaren durch das Fortbestehen der Salonikifront zum Verbleiben im Bündnis zu zwingen, hat sich als eine höchst verfehlte Maßregel erwiesen.

Freilich machten sich gegen die Verwirklichung des bulgarisch-österreichischen Vorschlages auch noch andere, sehr wohl begründete Argumente geltend. Das waren vor allem Transportschwierigkeiten, die erst nach langen und zeitraubenden Vorarbeiten behoben werden konnten. Der von Belgrad nach Süden führende Schienenweg reichte kaum aus, um die wenigen Divisionen zu verpflegen, die auf ihn angewiesen waren; durch das Gebirge Altserbiens führte kein fahrbarer Weg. Es wären somit mächtige Bauten erforderlich gewesen, um der für die Besetzung der Ententekräfte nötigen Armee die Ver-

bindungen zu sichern, während der Gegner mit dem von ihm trotz der Unterseebootgefahr beherrschten Meere im Rücken seiner Verbindungen sicher war. Dazu kam die gespannte Lage an der westlichen Front, die noch dadurch eine Steigerung erfuhr, daß England alle Mittel in Bewegung setzte, um für das Jahr 1916 mit einem mächtigen Heere in den Kampf treten zu können. Jedenfalls hatte die deutsche Heeresleitung alle Berechtigung sich vor die Frage zu stellen, ob es angesichts der Kriegslage an der Westfront noch angängig sei, im Südosten starke Streitkräfte und erhebliche Kriegsmittel auf unabsehbare Zeit festzulegen. Kam sie hiebei zu einer Verneinung dieser Frage, so kann ihr daraus kaum ein Vorwurf gemacht werden.

Aus diesen operativen Divergenzen heraus sind die beiden Sonderunternehmungen zu erklären, die im Jahre 1916 sowohl von der deutschen wie von der österreichisch-ungarischen Heeresleitung unternommen worden sind; von der deutschen Heeresleitung auf dem westlichen Kriegsschauplatz mit der Verdunoffensive, von der österreichisch-ungarischen an der italienischen Front mit der Offensive im Gebirge. Der Boden hiezu war umso mehr vorbereitet, als die sachlichen Meinungsverschiedenheiten auch auf das persönliche Zusammenarbeiten zwischen den führenden Persönlichkeiten zurückgewirkt hatten. Den Ausgangspunkt für diese Verstimmung bildete die Aktion, die österreichischerseits zur Eroberung des des Golf von Cattaro beherrschenden Lowcenberges unternommen worden war und den Beginn der Abrechnung mit Montenegro bedeutete. Der Chef des deutschen Generalstabes fühlte sich durch die Art und Weise, wie von der österreichischen Heeresleitung vorgegangen wurde, außer Acht gelassen und erblickte in der bis zu einem gewissen Grade selbständig getroffenen Einleitung der Operationen eine Uebergehen der Verbündeten. Auf der österreichischen Seite wurde dagegen der Standpunkt vertreten, daß alles getan worden sei, was dem Verbündetenverhältnis entspreche. Hiezu gesellte sich dann noch eine österreichisch-bulgarische Verstimmung, die in der Besetzungsfrage der beiden Städte Prizren und Pristina ihren Grund hatte. Beide Orte lagen außerhalb der Besetzungszone, die Bulgarien vertragsgemäß zugesichert worden war, und die österreichische Heeresleitung fühlte sich daher namentlich angesichts des bevorstehenden albanischen Feldzuges verpflichtet, gegen ihre Auslieferung an die Bulgaren Protest zu erheben. Deutschland, das als Schiedsrichter fungierte, entschied dann schließlich zu Gunsten Bulgariens, was die Friktionen natürlich noch vermehren mußte. So kam es, daß sich schon um Weihnachten 1915 der gegenseitige Verkehr trotz der geringen räumlichen Entfernung zwischen Pleß und Teschen mehr oder minder auf einen schriftlichen Notenaustausch beschränkte. Dieses unerquickliche Verhältnis dauerte einige Wochen, während welcher Zeit der montenegrinische Feldzug seinen Fortgang nahm und der Lowcen, Cetinje und Durazzo in österreichischen Besitz gerieten. Kurz vor der Verlegung des deutschen Hauptquartiers von Pleß nach Charleville kam es zwar noch zu einigen persönlichen Besprechungen, aber in der Sache selbst wurden keine Fortschritte gemacht und die Verhandlungen wegen der Operationen an der westlichen Front führten zu keinem befriedigenden Ergebnis. Die österreichische Heeresleitung offerierte zwar für den an der Westfront geplanten deutschen Schlag die

Teilnahme beträchtlicher österreichisch-ungarischer Streitkräfte aber Falkenhayn verhielt sich aus verschiedenen Gründen, die jedenfalls der Sachlichkeit kaum entbehrten, ablehnend. Er brachte dafür eine andere Kräftegruppierung an der Ostfront in Vorschlag, indem die österreichischen Linien nördlich über den Pripet ausgedehnt und auf diese Weise deutsche Kräfte für die Westfront freigemacht werden sollten. Diese rein passive Rolle paßte aber aus militärpolitischen und moralischen Gründen wiederum der österreichischen Heeresleitung nicht, wozu sich dann noch Erwägungen wegen der italienischen Front gesellten, an der die Spannung wie im Westen in einer entschiedenen Zunahme begriffen war.

Die Situation ist höchst lehrreich und illustriert die Verhältnisse, wie sie bei Koalitionskriegen eintreten können, auf das trefflichste. Anfänglich, als Sonderinteressen sich noch nicht geltend machen können, sondern die Interessen sämtlicher Koalitionsglieder auf die gleichen Ziele gerichtet sind, genügt die koordinierte Heeresleitung vollkommen und der Feldzug von 1915 wird, wie sich ein Bericht ausdrückt, geradezu zu einem „Musterbeispiel eines gut geführten Koalitionskrieges“, einem Beispiel, „wie es in der Weltgeschichte kaum wiederkehrt“. Als die Lage sich dann zu komplizieren beginnt und mit der Zahl der Koalitionsglieder auch die Zahl der Kampffronten ihren Zuwachs erhält, fangen für die einzelnen Glieder einzelne Interessen an eine besondere Bedeutung zu bekommen. Hierüber entstehen bei den Operationsberatungen Meinungsverschiedenheiten, die umso tiefer greifen und verstimmender wirken, als auch die leitenden Persönlichkeiten von verschiedener Veranlagung sind und zwischen ihnen eine psychologische Kongruenz keineswegs besteht. Dazu kommt noch, daß auch das gegenseitige Vertrauen einen Stoß erlitten hat und daß hinter jeder Unstimmigkeit die schwerwiegendsten Motive gesucht werden. Es ist darum ungleich schwieriger, für die verschiedenen Operationen eine restlose Übereinstimmung zu erzielen und diese selbst in eine sich gegenseitig unterstützende Übereinstimmung zu bringen. Mit der verwickelteren Kriegslage beginnen sich daher auch bei der Bundesgenossenschaft der Zentralmächte alle jene Reibungen einzustellen, die einer koalitionsistischen Kriegführung noch jeweils zu eigen gewesen sind, und die nur dadurch haben ausgeschaltet werden können, daß die Oberleitung der Operationen einem bestimmten Willen übertragen worden ist.

Unter diesen Einflüssen kam es im Kriegsjahre 1916 zu dem, was der schon erwähnte Aufsatz in „Danzer's Armeezeitung“ über die oberste Heerführung der Mittelmächte im Weltkriege als „Extratouren“ bezeichnet, dem deutschen Angriff auf die Verdunstellung und der großen österreichischen Gebirgsoffensive an der italienischen Front, beides Unternehmungen, die in keinem inneren Zusammenhang miteinander gestanden und die Lage an der östlichen Front schwer kompromittiert haben. Während die Verdunoffensive die deutschen Heere an der Westfront in ein schweres und opferheischendes Ringen verwickelte, gelangte die Mitte Mai zwischen der Etsch und der Brenta angesetzte österreichische Gebirgsoffensive zu raschem Anfangserfolg und es hatte fast den Anschein, als könnte sie für die Lage im Westen zu einer entlastenden Wirkung gelangen. Aber schon Ende Mai glückte es der italienischen Heerführung den gegnerischen Erfolg auszugleichen

und anfangs Juni begann an der östlichen Front eine russische Offensivbewegung, die die Erfolge des Jahres 1915 böse in Frage stellte, schleunigste Abhilfe nötig machte und an der italienischen Front gebieterisch zu defensivem Verhalten zwang. Das brachte der österreichisch-ungarischen Kriegsleitung den schweren Vorwurf, mit ihrer italienischen Extratour, die nur auf Kosten einer Linienschwächung im Osten möglich geworden war, die Katastrophe an der östlichen Front verschuldet zu haben. Andererseits gab die Situation um Verdun für die österreichische Seite das Recht, über aussichtslose Sonderoperationen ungehalten zu sein, was umso mehr zuzutreffen schien, als mit der Verdunoffensive auch der deutsche Generalstabschef um seine noch nicht tief greifende Volkstümlichkeit gekommen war.

Im Osten wurden durch die Ereignisse, die Maßnahmen, die nötig waren, die Lage wiederherzustellen, den Einsatz frischer Truppen- und Armeeverbände, die ungeheure Schwierigkeit, durch eine mit der äußersten Oekonomie geführten beweglichen Verteidigung der überlegenen, in zahlreichen Frontabschnitten angesetzten Stürme der Russen Herr zu werden, eine zweckentsprechende Regelung der Befehlsverhältnisse gebieterisch in den Vordergrund gerückt. Es geschah also das Gleiche, was im Frühjahr 1918 nach den Anfangserfolgen der deutschen Großoffensive auf dem westlichen Kriegsschauplatze sich auf der Ententeseite ereignet hat. Dabei wurde vorübergehend die Aufstellung einer Heeresgruppe Mackensen ins Auge gefaßt, die alle Streitkräfte in Ostgalizien und in den Karpathen umfassen sollte. Aber schon Ende Juni trat diese Kombination vor einer andern zurück, die dem Generalfeldmarschall v. Hindenburg eine entscheidende Rolle an der Ostfront zuweisen wollte. Hiezu meint der zitierte und im allgemeinen sehr wohlberatene Bericht: „Wir dürften nicht fehlgehen, wenn wir hierin — nebst militärischen Erwägungen — eine Auswirkung der im deutschen Volke herrschenden Stimmung erblicken. General v. Falkenhayn hatte durch die Verdunoffensive noch die ohnehin nicht allzu tief wurzelnde Volkstümlichkeit eingebüßt, deren er sich erfreute. Allgemein wurde gegen den deutschen Kaiser, der auf Falkenhayn große Stücke hielt der Vorwurf erhoben, daß Hindenburg kaltgestellt sei. So konnte die Absicht, dem Sieger von Tannenberg und seinem Stabschef Ludendorff die Leitung der gesamten Ostfront zu übertragen, gleichzeitig mehreren Zwecken dienen.“

Wiederum bezeichnend für das Koalitionsverhältnis noch mehr den Gründen als der Sache nach ist, daß man in Oesterreich-Ungarn dieser Lösung der Befehlsfrage im Osten sehr skeptisch gegenüberstand. Die Militärs hatten Bedenken, ob Hindenburg als einheitlicher Oberbefehlshaber in der Lage sein werde, die österreichischen militärischen Interessen, die gerade damals, weil mit Czernowitz und Kolomea fast die ganze Bukowina wieder an die Russen verloren gegangen war, sehr heikler Natur waren, gebührend einzuschätzen. Auch besorgte man, daß ein zu stark in die Erscheinung tretendes Ueberwiegen des reichsdeutschen Einflusses auf die nichtdeutschen Nationen Oesterreichs und Ungarns ungünstig rückwirken könne; es wäre unklug — meinte man — Bethmanns Ausspruch vom Kampf des Germanentums gegen das Slawentum durch solche Maßnahmen zu unterstreichen.“ Das Resultat langwieriger Verhandlungen bestand schließlich in einem

Kompromiß, der dahin ging, daß Hindenburg den Oberbefehl über sämtliche Streitkräfte zwischen der Ostsee und dem Dnjestr, Erzherzog Karl, der spätere Kaiser, den über das Frontstück südlich dieses Flusses erhielt. Um aber der deutschen Führung auch hierbei den ihr zukommenden Einfluß zu sichern, wurde dem Erzherzog in der Person des Generals v. Seeckt ein deutscher Generalstabschef beigegeben. Allerdings hat dann diese Ordnung der Dinge keinen langen Bestand gehabt.

Noch während des Ausreifens dieser Neugestaltung in den östlichen Befehlsverhältnissen trat man deutscherseits mit dem Antrage hervor, im Interesse einer einheitlichen Führung der Operationen sowohl die österreichisch-ungarische wie auch die türkische und die bulgarische Heeresleitung dem deutschen Kaiser zu unterstellen. Man erinnere sich hierbei, daß die Situation der Zentralmächtekoalition um diese Zeit eine ziemlich prekäre geworden war. Vor Verdun war man aus der Offensive in die Defensive gedrückt worden. An der Somme drohten die Angriffe starker britischer und französischer Heeresmassen. In Italien war die österreichische Gebirgsoffensive neutralisiert worden und am Isonzo konnte man sich nur mit Mühe heftiger italienischer Angriffe erwehren. Den Russen gegenüber galt es alle Kräfte zusammenzuhalten, denn der Eintritt Rumäniens in den Krieg auf der Ententeseite war nicht mehr abzuwenden. Die Angelegenheit der Befehlsvereinheitlichung lag noch in der Schwebe, als Ende August 1916 Falkenhayn von seinem Posten als Generalstabschef zurücktreten mußte. Gedrängt von allen Seiten, zuletzt von Bethmann-Hollweg und der Kaiserin, ließ der Kaiser den ihm treu ergebenen Mann schweren Herzens ziehen, der damit für Sünden büßen mußte, die geduldet zu haben wohl sein größter Fehler gewesen ist. An seine Stelle trat durch kaiserliche Berufung Hindenburg und mit ihm kam als erster Generalquartiermeister Ludendorff. Dabei war so viel sicher, daß die kaiserliche Personenwahl sich des Beifalls der weitesten Kreise erfreute, weil sie auf die damals im besten Sinne populärsten und vertrauenerweckendsten Namen gefallen war. Deutschlands öffentliche Stimmung war an einer schweren Krise vorübergekommen.

(Fortsetzung folgt.)

### Drill und Soldatenerziehung.

Eine Antwort an Herrn Leutnant Gyr.

Schon einmal, in Nr. 5 dieses Blattes, hat Herr Leutnant Gyr einen Angriff auf den Drill als militärisches Erziehungsmittel unternommen. Wer seine damaligen Ausführungen gelesen hat, der mußte den Eindruck bekommen, daß der Verfasser von dem, was wir heutzutage mit dem Drill wollen und auch erreichen können, keine blasse Ahnung hat. „Die Freiheit des Handelns“, so schrieb er damals, „wird ihm (dem Soldaten. Der Verf.) vernichtet in der Mechanisierung. Die Disziplin begnügt sich nicht mit der Unterwerfung des Willens als solchen, sondern auch sein Handeln, die Bewegung soll ihm entrissen werden. Durch diese volle Aufgabe jeder Freiheit glaubt man erst den Gehorsam zu erreichen. Erst ein ganz willenloses Wesen, ohne Initiative, garantiert volle Disziplin. Durch diese Ueberlegung ist man dazu gekommen, den Menschen ganz zur Maschine zu machen. Man erreicht dies durch die Mechanisierung der Bewegung im Drill.“ Diese paar Sätze zeigen allein schon, mit welcher fabelhaften

Unkenntnis Herr Leutnant Gyr von diesen Dingen redet. Ebenso gut kann ein Blinder ein Gemälde kritisieren. Man muß sich wirklich fragen, wie es möglich ist, daß einer seine ganze militärische Laufbahn bis zum Offizier durchmachen kann, ohne daß er je über grundlegende Fragen der Militärpädagogik richtig orientiert worden ist.

Schon auf diesen ersten Artikel hin erschienen zwei Antworten, die sich sehr richtig zur Sache äußerten. In seinem neuesten Artikel „Neue Wege der Soldatenerziehung“ nennt Herr Lt. Gyr das „bekritteln“ und sagt, „daß es nur eine starke und ehrliche Waffe gegen sie (seine Ideen. Der Verf.) gibt, auf sie einzugehen, sie mit Gegengedanken zu widerlegen.“ Mir will scheinen, in den beiden Antworten von Oberleutnant Vogel und Leutnant Däniker in Nr. 9 seien genügend dergleichen „Gegengedanken“ enthalten. Nur muß man als Vertreter des „Neuen“ dann eben auch darauf eingehen wollen.

Obleich die Drillfrage nun schon so oft behandelt worden ist, daß man es sich eigentlich ersparen können sollte, wiederum darauf eintreten zu müssen, soll dies doch nochmals geschehen, um die Unhaltbarkeit der Gyr'schen Behauptungen darzutun.

Unser Drill hat mit dem friderizianischen überhaupt gar nichts zu tun; er hat sich vielmehr erst in den letzten Jahren zu dem herausgebildet, was er ist. Erst die sorgfältige Ueberlegung, was er unter den heutigen Verhältnissen zu leisten berufen und imstande ist und die Beobachtung seiner psychophysischen Wirkung haben die modernere Auffassung über den Drill entstehen lassen. Das mag in gewisser Hinsicht eine Entschuldigung sein für die vielen, denen ein richtiges Verständnis für die Sache noch abgeht. Man darf eben nie vergessen, daß unsere Armee in viel höherem Grade als alle andern in der Entwicklung begriffen ist und daß bei uns die Tradition nicht wie anderwärts Erprobtes und Bewährtes überliefert, sondern meist falsche Auffassungen aus der gemütlichen Bürgerwehrepoche oder aus der Zeit des Solddienstes. Das, was Herr Leutnant Gyr über den Drill schreibt, mag angebracht sein gegenüber einem Drill, wie er bei uns vor x Jahren üblich war und wohl da und dort noch vorkommen mag; für unsere modernen Auffassungen aber hat es keine Gültigkeit mehr.

*Es ist nicht wahr, daß wir durch den Drill den Soldaten zur Maschine machen oder ihn zum willenlosen Kadavergehorsam erziehen wollen. Wer das behauptet, der bekundet entweder eine bedauerliche Unwissenheit oder er macht sich tendenziöser Verdrehung der Tatsachen schuldig. Mit dem Drill bezwecken wir die Herbeiführung höchstmöglicher Konzentration beim Soldaten. Der Drill verlangt einmal eine äußerste Kraftanstrengung der bei der Bewegung beteiligten Muskelpartien und dazu das Innehalten einer bestimmt vorgeschriebenen Form. Diese Forderungen können nur erfüllt werden bei vollster Aufmerksamkeit des Soldaten, also nicht nur bei Anspannung seiner körperlichen, sondern auch seiner geistigen Kräfte. Das allein zeigt schon, daß es grundfalsch ist, von „Mechanisierung“ durch den Drill zu sprechen. Dadurch sodann, daß wir beim Drill keine Nebenzwecke, wie z. B. bei sportlichen Veranstaltungen aller Art haben, erhalten wir diese Willensbetätigung in reinster Form. Während also irgendwelche Uebungen, wie sie Herr Leutnant Gyr vermutlich im Auge hat, wohl die Raschheit der Arbeit, die Gelenkigkeit und die körperliche Leistungs-*